

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 46 (1963)
Heft: 12

Artikel: Abgeschrieben bei...?
Autor: Stebler, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man hat die Vermutung ausgesprochen, die bekannte, im Lukasevangelium ausgemalte und dann von unzähligen Künstlern nachgeschaffene Krippenszene mit Gottesmutter und Kind, Hirten und Engeln verdanke ihre Anschaulichkeit und Plastik einem vorschristlichen Mysterienspiel, also einer dramatischen Darstellung einer Gottesgeburt, die dem Evangelisten oder seiner Quelle bekannt war und vorschwebte. Wenn das der Fall sein sollte, schlosse sich also unsere Weihnachtsfeier unmittelbar an verschollene heilige Bräuche an. Und wenn wir noch heute, ohne Bindung an die kirchliche Lehre und Deutung, empfänglich geblieben sind für die eigenartig ahnungs- und geheimnisvolle Stimmung dieses Festes, so dürfen wir annehmen, daß unser Mitschwingen und Mitklängen letzter Ausläufer uralter Menschheitssehnsucht und -hoffnung sein mag. Doch wir können *unserer* Andacht zum Gotteskind wohl auch noch eine andere Deutung geben. Es ist doch seltsam und nur in der Sphäre des Religiösen verständlich, daß das Gotteskind in der Anbetung der Gläubigen immer Kind *bleibt*. In jedem Jahr wieder kniet die gläubige Gemeinde an der Krippe, erfüllt von der Andacht zum Kinde, das doch eigentlich längst nicht mehr Kind ist. Aber das eben ist die Eigenart des Mythos. Der Gott *bleibt* Kind, auch wenn seine irdische Lebensgeschichte ihn der Kindheit hat entwachsen lassen: er ist alles zugleich, was er je gewesen ist, denn sein Erdenleben ist nur die zeitliche Erscheinung seines überzeitlichen Wesens — so etwa würde die theologische Erklärung lauten können (ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie jemals gewagt oder anerkannt worden ist).

Und das mag nun *die* Weihnachtsdeutung sein, zu der wir uns hingezogen fühlen und bekennen: der Mythos vom Gotte, der als hilfloses, hilfsbedürftiges Kind *den Menschen* zu Hut und Pflege anvertraut wurde. Welch ungewohnte, das herkömmliche Verhältnis von Gottheit und Menschheit gerade ins Gegenteil verkehrende Vorstellung! Die Gottheit nicht jene übermenschliche und allmächtige, zu der die Menschen aufjammern und um Hilfe flehen — nein, die Gottheit selbst hilfs- und schutzbedürftig den Menschen ans Herz gelegt. Durch uns, durch unsere Hilfe und Hingabe soll der göttliche Lebenskeim in der Welt erst erwachsen und zur Macht gelangen. Eine Vorstellung — gerade dem deutschen Denkertum nicht ganz fremd. «Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron», sagt Schiller, der große Schüler des großen Kant, der uns den «Kategorischen Imperativ», die sittliche Forderung als einzige sichere Offenbarung des Göttlichen in der Welt verstehen lehrte. Aber gerade das — kann unmöglich der Sinn unseres Weihnachtsfestes sein. In ihm klingt etwas ganz anderes auf als die unerbittliche Strenge des sittlichen Gesetzes, hier spricht zu uns — wenn wir uns einmal der theologischen Redeweise bedienen wollen — nicht ein «Gesetz», sondern ein «Evangelium». Das Göttliche in dieser fragwürdigen Welt, in der Leiden und Leidenmachen das Lebensgesetz aller Kreatur zu sein scheint, ist doch nicht nur ein *Seinsollendes*, von uns erst zu Verwirklichendes als das aufzubauende «Reich Gottes», sondern auch eine *Wirklichkeit* an göttlichen Wundern, was unser Herz mitten in der grausamen Wahrheit vor Glück erzittern läßt; von einem Glück anderer Art als unseres Leibes und Willens angeborener Lust, von einem Glück, das einen Funken von Ueberglück, von Seligkeit in sich birgt. Dies letzte und höchste Glück, dem Menschen allein vorbehalten, ist die Liebe und Schönheit, geheimnisvoll miteinander verbunden, vielleicht, wie Platon es will, in ihrer Wurzel *eines*. Mag diese Welt böse, mag sie Angst und Leid und eine wahre Mördergrube sein — sie *ist* es, alles Leben, selbst beständige Flucht vor dem Tod ist auch selbst zugleich immer Mord — dennoch hat der Mensch mitten in dieser Wüstenei der Welt seinen Garten des Geistes angebaut, das Paradies der Schönheit und der Liebe entdeckt. Aus

dem dunklen Schoß unserer leidvollen Welt ist «ein Ros' entsprungen», erwuchs die Wunderblume Musik, geheimnisvoll und von anderen Welten kündend und uns in uns selbst neue Dimensionen und Organe unseres Seelentumes erschließend, durch die wir unsere alltäglichen Realitäten durch eine überzeitliche Wirklichkeit, die wir Ewigkeit nennen, überhöhen.

Aber dieses Reich des Geistes, der Schönheit und der Liebe, das uns geschenkt und erschlossen wurde, es ist wohl übermenschliche Begnadung, aber es ist zugleich des Menschen Schöpfung. Wie es dem Menschen zuteil geworden ist, könnte es ihm auch wieder einmal verloren gehen, und diese Gefahr ist heute vielleicht besonderes groß. Dem Menschen ist das Gotteskind *anvertraut*, das himmlische Unterpfand einer höheren, schöneren, reineren Wirklichkeit. Wir sind für diese Himmelsgabe verantwortlich. Und es gibt auch ein weltliches Evangelium dieses Mythos, der große Dichter Carl Spitteler schrieb es vor 90 Jahren, seine Prometheus-Dichtung: möge über tausend Belanglosigkeiten, die uns tagein, tagaus interessieren, dies große, einmalige Werk — der jüngeren Generation bereits völlig verschwunden — uns nicht ganz verloren gehen: auch dies ein echter Weihnachtswunsch an und für unsere Eigenwelt.

Und so dürfen wir auch auf *unsere* Weise ein wahres Weihnachten feiern, wir, die wir versuchen, das kirchliche Dogma von seiner Erstarrung zu erlösen, es wieder aufzulösen in den uralten tief sinnigen und vielsinnigen Mythos. Wir können und wollen uns an alles Volkes Weihnachtsfreude mitfreuen, wir tun es mit dem Bewußtsein, mitzuschwingen in einer jahrtausendealten Menschheitssehnsucht, und mit dem innigen Wunsch, daß dieses wunderbare und unerfindbare Fest unserm Volk, ungestört von den tausend Aeußerlichkeiten, die sich ihm angeheftet haben, ein *inneres* Erlebnis bleiben möge, welche Deutung seines Tief sinnes ihm auch abgewonnen werde. Nicht die Deutung, sondern das Erlebnis selbst und die Fähigkeit zu solchem Erlebnis ist das Wichtigste: Ahnung und Bejahung einer höheren geistigen Welt, Sehnsucht nach einem Licht, das, wie Luther es in seinem Weihnachtslied ausdrückt, «der Welt einen neuen Schein gibt». Gustav Wyneken

Abgeschrieben bei . . . ?

Die folgenden Episoden aus Sagen des klassischen Altertums sind dem Buch «Götter und Helden der Griechen» von Eckert Peterich entnommen.

«Persephone, die Tochter Demeters, wurde von Hades entführt. Vergeblich forderte Zeus den Hades auf, das Mädchen herauszugeben. Persephone, die schon vom Granatapfel gekostet, den ihr Hades gereicht, war durch diesen Liebeszauber dem Unterweltsbeherrscher verfallen».

Der bewußte Apfel scheint also schon bei den alten Griechen seine schicksalhafte Rolle gespielt zu haben. Daß er, anders als zum Beispiel in der biblischen Darstellung des Sündenfalles, vom Mann der Frau gereicht wurde, ist in diesem Zusammenhang nebensächlich.

«Immer tiefer verstrickten sich die Menschen in Sündhaftigkeit, bis Zeus beschloß, sie durch eine Sindflut zu vernichten. Davon erfuhren der fromme Deukalion, ein Sohn des Prometheus, und seine Gattin Pyrrha, eine Tochter der Pandora. Sie bauten sich ein Schiff und entkamen der Flut. Und als sich das Wasser am 9. Tage wieder verzogen und das Schiff auf dem Gipfel des Parnaß landete, baten sie Zeus um neue Menschen».

Moment, Moment, das kommt uns irgendwie bekannt vor. Wo zum Kuckuck haben wir denn diese Geschichte, mit anderen Namen freilich, schon gelesen! Ach natürlich; Irrtum vorbehalten steht auch in der Bibel etwas Aehnliches, freilich nicht als Sage aus der griechischen Götterwelt etikettiert.

«Niobe, eine Tochter des Tantalos, wagte es, den Frauen von Theben zu verbieten, der Leto Opfer zu bringen. Doch Appollon und Artemis bestrafte ihren Hochmut entsetzlich: getroffen von den Pfeilen der göttlichen Geschwister, sanken die Niobiden eines nach dem andern dahin. Die Mutter, in ihrer Trauer versteinert, wurde zum Felsen, der auf dem Berge Siplyos in ihrer Heimat Phrygien steht und unaufhörlich Tränen vergießt».

Hier erinnert man sich dunkel, daß nach biblischer Uebersetzung auch eine gewisse Frau Lot zur Salzsäule erstarrt ist.

Und hier gleich zwei Beispiele von Abschreiberei:

«Bei der Geburt von Athena aus dem Haupte des Zeus geriet die gesamte Natur in Bewegung, die Erde erbebte, die Sonne blieb in ihrem Laufe stehen».

«Als Atreus erfuhr, daß er seinen eigenen Sohn getötet hatte, nahm er furchtbare Rache an Thyestes. Er versöhnte sich zum Schein mit ihm, ließ ihn und seine beiden Söhne in die Burg Mykenae kommen, schlachtete die Knaben und setzte sie dem Vater als Speise vor. Helios, der allsehende Sonnengott, war so entsetzt über dieses Verbrechen, daß er an jenem Tag nach Osten zurückkehrte, ohne seinen Himmelsweg zu vollenden».

Daß da irgendwer mal die Sonne stillstehen ließ, war lange vor der Erfindung des klassischen Altertums schon in der Bibel zu lesen.

Und nochmal ein Plagiat in doppelter Auflage:

«Aus dem Geschlecht des Sisyphos ging der Held Bellephophon hervor. Er gelangte an den Hof des Königs Proitos von Tiryas, dessen Gattin Stheneboia verliebte sich in den schönen Bellephophon, und da ihr der Jüngling nicht zu Willen sein mochte, beschuldigte sie ihn bei Proitos, er habe ihr Gewalt antun wollen».

«Phaedra, eine Schwester der Ariadne, die sich Theseus zur Gattin genommen, verliebte sich leidenschaftlich in den schönen Sohn ihres Gemahls Hippolytos, und als dieser ihr nicht zu Willen war, beschuldigte sie ihn bei seinem Vater, er habe ihr nachgestellt».

Kunststück für die alten Griechen, eine solche Sage zu finden, wo sie doch bloß aus der Bibel das kleine Intermezzo Josephs mit der Madame Potiphar abzuschreiben brauchten!

Als letzte Kostprobe: «Als Iokaste, die Gattin des Laios, König von Theben, einen Sohn gebar, durchstach Laios dem Kind die Füße und setzte es aus. Doch ein Hirte fand den Knaben und brachte ihn zum König Polybos von Korinth, der ihn an Kindes Statt annahm und ihm den Namen Oedipus gab».

Auch hier braucht man nicht in die Ferne zu schweifen: berichtet nicht auch die Bibel von einem Knäblein, das in einem Weidenkörbchen im Nil ausgesetzt und dann zwar nicht von einem Hirten, aber immerhin von einer Königstochter gefunden wurde?

Bedauerlich ist bloß eines: daß die alten Griechen so viele ihrer schönen Sagen aus einem Buch abgeschrieben haben, das man damals noch gar nicht kannte.

J. Stebler

Wie steht es mit dem Bekenntnis des Philosophen Karl Jaspers?

Größere philosophische Werke brauchen eine bestimmte Inkubationszeit; sie brauchen Monate, manchmal auch Jahre, bis sie gelesen, bis sie verstanden sind und bis die Mitwelt sich zu einer Stellungnahme durchgerungen hat. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß Jaspers' große Auseinandersetzung mit der christlichen Offenbarungslehre, die er 1962 unter dem Titel: «Der philosophische Glaube angesichts der Offenbarung» bei Piper veröffentlicht hat, ihre Inkubationsfrist abgeschlossen hat. Da und dort stellen sich nun Besprechungen und Stellungnahmen, auch betont christliche Stellungnahmen, ein; sie interessieren uns alle.

So auch die Besprechung des jungen Pfarrers Ulrich Hedinger (=H.) in Fällanden (Kirchenblatt für die reformierte Schweiz No. 11/1963). H. macht sich einen kleinen Spaß daraus, den von Jaspers formulierten Titel umzustülpen in «Der christliche Glaube angesichts der philosophischen Transzendenz». Das darf er ruhig tun, denn damit bringt er schon im Titel zum Ausdruck, daß er als Vertreter der Kirche vom christlichen und nicht, wie Jaspers, vom philosophischen Glauben ausgeht. Die Besprechung selbst ist sehr vornehm gehalten und trägt der überragenden Bedeutung Jaspers' in allen Punkten Rechnung. Wo H. in einzelnen konkreten Kontroverspunkten sich gegensätzlich zu Jaspers einstellen muß, da kleidet er den Gegensatz gern in die Form einer in voller Besorgnis an Jaspers gerichteten Frage. Von gläubig-christlichem Auftrumpfen, von apologetischer Rechthaberei ist im ganzen Aufsatz nichts zu spüren; wohl aber ist deutlich spürbar der Respekt des jungen Pfarrherrn vor dem ehrwürdigen philosophischen Patriarchen. Wir sind H. dankbar für diese vornehme Einstellung und bedauern es, daß es uns hier nicht möglich ist, in die einzelnen Kontroversfragen einzutreten. Uns interessiert hier vor allem der Schlußsatz aus H.s Besprechung; der lautet: «So ist denn jedem denkenden Christen die Aufgabe gestellt, bei Jaspers zu lernen und sich mit ihm auseinanderzusetzen: Nicht um ihn zu verketzern, nicht um seine gewaltige Denkleistung und -schöpfung zu einem Ableger der ‚absoluten Wahrheit des Christentums‘ zu erklären, sondern in ehrlicher Freude an so viel Menschlichem und in tiefem Schmerz, daß sich seiner menschlichen Philosophie das Bekenntnis zum Menschgewordenen nicht auf die Lippen legt.» Zu diesem schönen und gut formulierten Schlußsatz allein gestatten wir uns die folgenden Anmerkungen:

H.s Worte lassen die Meinung aufkommen, daß Jaspers einem offenen Bekenntnis aus dem Wege geht. Das wird dem großen Philosophen nicht zum Vorwurf gemacht, wohl aber mit tiefem Schmerz vermerkt. Aber auch in dieser milden Form tun sie Jaspers unrecht. Jaspers ist nicht bekenntnisscheu, im Gegenteil, wir stoßen da und dort in seinen letzten Werken auf erstaunlich offene Bekenntnisworte. Nur sind es Bekenntnisse nicht für, sondern gegen den christlichen Offenbarungsglauben. Wo Jaspers sich aber nicht negativ, sondern positiv ausspricht, da sind es volle und klare Bekenntnisse zu einem philosophischen Glauben, der nun eben nicht mehr zugleich auch ein christlicher Glaube ist.

Als Ganzes genommen sind schon seine beiden letzten Schriften, der Aufsatz «Der philosophische Glaube angesichts der christlichen Offenbarung» in der Festschrift für Heinrich Barth (1960) und das oben genannte große Werk von 1962 runde, klare und entschiedene Bekenntnisschriften. Wer sie aufmerksam durcharbeitet, wird über Jaspers' grundlegende Ueberzeugungen Bescheid wissen. In beiden Schriften finden sich aber auch Sätze, in denen expressis verbis, rückhaltlos und vorbehaltlos Jaspers seine Grundentscheidungen ausspricht und

Denket an den Pressefonds!

Einzahlungen sind erbeten an die Geschäftsstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Zürich, Postcheck-Konto VIII 4 88 53.